

Unmögliche Begegnung

Als ich auf dem Friedhof ankam, war es bereits Nacht geworden. Mit bleichen Fingern griff der Mond durch das zerfledderte Geäst der Bäume. Ich musste an Graf Dracula denken, an den lautlos-sanften und doch zugleich so blutrünstigen Flügelschlag, mit dem die Fledermaus-Vampire den Strahl des Mondes zerteilten.

Für einen Augenblick war ich fest davon überzeugt, dass mein Grab leer sein müsse und der Sarg geöffnet, das Leichentuch von frischem Blut befleckt. Erst dann besann ich mich wieder darauf, dass ich ja eigentlich kein Untoter, sondern eher eine Art Toter auf Heimaturlaub war, dem für seine Reise ein behelfsmäßiges Kleid übergeworfen worden war. Das Kostüm meines alten Lebens konnte demnach ungestört vor sich hinmodern.

Die Gräber der Neuankömmlinge befanden sich alle am anderen Ende des Friedhofs. Um dorthin zu gelangen, musste ich die Stadt der Toten einmal ganz durchqueren. Ich bog in den kiesbedeckten Hauptweg ein, wo sich das Mondlicht wie in einem unsichtbaren Flussbett sammelte. Die alten, halb verwitterten Grabsteine, die sich links und rechts des Weges befanden, schienen in dem weltentrückten Licht zu neuem Leben zu erwachen. Ihre Schatten dehnten sich hinter ihnen aus wie dunkle Arme, welche die aus tiefem Schlaf Erwachenden noch im Liegen von sich streckten. Aus einem Grab schien sich gar ein ganzes Netz von Schlangen herauszuwinden, als hätte der hier Beerdigte seine Lebenskraft in der dunklen Mulde seines Nichtseins auf eine andere Existenzform übertragen. Erst als ich näher hinsah, erkannte ich, dass es sich bei den vermeintlichen Schlangen in Wahrheit um ein Gewirr aus Efeuzweigen handelte.

So schienen selbst die Toten über mehr Leben zu verfügen als ich, durch den das Mondlicht achtlos hindurchschien, den es mied wie einen Splitter jener dunklen Materie, die da war, ohne doch wahrgenommen werden zu können. Die Wirklichkeit dieser Welt war wie ein Meer, das sich vor der Steilwand meiner unmöglichen Existenz zurückzog.

Der würzige Geruch aufgewühlter Erde drang mir in die Nase – ich war vor den frisch ausgehobenen Gräbern angelangt. Wie in einem Aktenschränk des Todes reihte sich ein Grab an das andere, ein jedes millimetergenau und einer strengen Chronologie folgend an das andere angepasst. Wären nicht die tristen Holzkreuze gewesen, man hätte meinen

können, an den Vorgärten einer Reihenhaussiedlung entlangzugehen. Ich musste an meine erste Klassenfahrt denken, an den Lehrer, der lieber General geworden wäre. "Die Decken auf Kante legen!" hatte er jeden Morgen geschnarrt. "Ordnung ist das halbe Leben!" Ja, dachte ich, das *halbe* Leben – und was ist mit der anderen Hälfte?

In meiner Situation brachte das strenge Sortiersystem allerdings auch unbestreitbare Vorteile mit sich. Ich musste nur die Reihe der Gräber abgehen bis zu den Toten des Datums, unter dem mein eigenes Ableben einsortiert war, dann konnte ich meine Ruhestätte eigentlich gar nicht verfehlen.

Am letzten Augustwochenende waren im Zuständigkeitsbereich des Friedhofs insgesamt vier Personen gestorben. Hastig überflog ich die Namen auf den provisorischen Holzkreuzen – meiner war nicht dabei. Ob die Zeitung, in der ich von meinem Tod gelesen hatte, diesen vielleicht erst mit Verzögerung gemeldet hatte? Ich ging auch die Namen auf den Holzkreuzen der beiden Vortage durch, aber auch unter diesen suchte ich meinen Namen vergebens.

Mir fiel ein, dass meine Mutter ebenfalls auf diesem Friedhof beerdigt war. Konnte es nicht sein, überlegte ich, dass man mich in ihr Grab gebettet hatte, ihr also sozusagen ihr eigen Fleisch und Blut zurückerstattet hatte? Hatte meine Mutter früher nicht sogar von der Idee einer Familiengruft gesprochen? Gab es hierzu vielleicht einen Vertrag, von dem ich nichts wusste oder dessen Existenz ich vergessen hatte?

Ich war schon eine Zeitlang nicht mehr am Grab meiner Mutter gewesen, so dass ich etwas suchen musste, ehe ich den richtigen Weg fand. Ich hätte mir indessen die Mühe sparen können: Auch dort deutete nichts auf meinen Tod hin. Es war, als hätte ich nie gelebt, als wäre meine Existenz ein peinliches Versehen gewesen, über das man nach meinem Ableben rasch den Mantel des Schweigens gebreitet hatte.

Hatte ich mich etwa im Friedhof geirrt? Aber nein, das war ausgeschlossen: Dies war der Friedhof für den Stadtbezirk, in dem ich gewohnt hatte, und eine auswärtige Begräbnisstätte oder eine Beerdigung in einem Friedwald hatte ich nie in Erwägung gezogen. Was also war der Grund dafür, dass mein Tod totgeschwiegen wurde? Hatte ich mir mein früheres Leben am Ende nur eingebildet? War dieses ebenso ein Traum, wie sich mein Aufenthalt auf der anderen Seite des Seins, den ich zunächst für einen Traum gehalten hatte, am Ende als Wirklichkeit erwiesen hatte? Oder war mein Tod nur kurzzeitig aus der Wirklichkeit

ausstrahlt worden, weil ich – wenn auch in anderer Form – ja doch noch irgendwie existent war?

Gedankenversunken schlenderte ich wieder zurück zu der Reihe der frisch ausgehobenen Gräber. Ich wollte sie noch einmal genauer in Augenschein nehmen, und zwar dieses Mal auch für die Zeit nach meinem vermutlichen Todesdatum. Vielleicht hatte ich ja irgendetwas übersehen, oder das Ablagesystem war doch nicht so perfekt, wie es aussah, und hatte mir einen seiner eigenen Logik widersprechenden Platz zugewiesen.

Ich hatte mein Ziel schon fast erreicht, als mein Blick plötzlich auf eine Gestalt fiel, die mir fast wie ein Spiegelbild meiner selbst erschien. Das Mondlicht umgoss sie mit einer Hülle aus geschmolzenem Wachs, und da ihre Füße von den Grabsteinen verdeckt waren, sah es so aus, als würde sie schweben. Suchend irrte sie genau an jener Stelle umher, an der auch ich zuvor nach Spuren meines Todes gefahndet hatte.

Eine merkwürdige Unruhe stieg in mir auf, die ich jedoch auf meine erfolglose Suche schob und nicht weiter beachtete. Achtlos ging ich auf die fremde Gestalt zu, in der Annahme, ich wäre für sie genauso unsichtbar wie für alle anderen Menschen, denen ich nach meiner Rückkehr in die Welt begegnet war. Noch bevor ich sie erreicht hatte, drehte sie sich jedoch zu mir um und schaute mich unverwandt an. Im Widerschein des Mondes sah ich ein Gesicht aufleuchten, das mir fremd und zugleich seltsam vertraut vorkam. Es war, als würde die fahle Schrift der Nacht ihm seine ursprüngliche, lange verschüttete Wirklichkeit zurückgeben.

"Achmet? Bist du das?"

Die Worte wirkten auf mich wie ein Windhauch, der in mir die Saiten eines verstaubten Instruments zum Schwingen brachte. Bilder leuchteten vor meinem inneren Auge auf, die selbst während meiner langen Reise durch die Kammer der Erinnerung die Schwelle meines Bewusstseins nicht überschritten hatten. Ich sah mich selbst in inniger Umarmung mit einer Frau, mein Fleisch brandete gegen ihres, tauchte ein in den fremden Körper, durchdrang ihn mit meinem Dasein, verlor sich in der Höhle seiner Wirklichkeit. Das Seltsame daran war: Ich erlebte das Ganze als lustvoll, ich empfand nicht jenen Widerwillen, jene halb unbewusste innere Abwehr, die mich später jeden weiblichen als mütterlichen Schoß meiden ließ.

Und plötzlich erkannte ich: Die Frau, deren Bild da in mir aufgetaucht war, war dieselbe, die in jenem Augenblick vor mir stand. "Ich kenne Sie ...", murmelte ich unbeholfen, mehr im tastenden Selbstgespräch als im Versuch, eine Unterhaltung zu beginnen.

Ein bitteres Lächeln glitt über das Gesicht der vertrauten Fremden. "Das will ich meinen", entgegnete sie. "Schließlich waren wir ja auch mal miteinander verheiratet."

"Verheiratet?" echote ich leise. Die Frau, der Friedhof, die Grabsteine – alles verschwamm auf einmal vor meinen Augen. Ein unsichtbarer Vorhang ging vor mir nieder und trennte mich von meiner Umgebung, ich trat in eine andere Wirklichkeit ein. Ich sah mich in einem großen Palast aufwachen, gelassen streifte ich durch das Labyrinth seiner Gemächer, in dem ich mich blind zurechtfand. Ich wusste: Dies war mein Zuhause, all diese Räume hatte ich selbst eingerichtet.

Manche Zimmer waren durch breite Flügeltüren voneinander abgegrenzt, andere gingen ineinander über oder waren nur durch dünne Falttüren voneinander getrennt. Dann aber gelangte ich an eine Tür, die fest verschlossen war. Die Haustür konnte es nicht sein, dafür war sie viel zu klein, viel zu verstaubt und auch zu hoch gelegen. Dennoch spürte ich instinktiv, dass dies eine ganze besondere Tür war. Ich wollte, ich musste sie öffnen, so gut sie auch gesichert war. Mit aller Macht stemmte ich mich gegen das von Querlatten aus Eisen zusammengehaltene Holz. Die Tür knarrte, sie ächzte unter meinen Attacken – bis sie sich schließlich mit einem Ruck öffnete.

Hinter der Tür aber befand sich nicht etwa ein weiteres Zimmer oder gar der Übergang in einen anderen Palast. Es handelte sich vielmehr schlicht um eine Tür in einer Außenwand, die geradewegs ins Nichts führte. Ich stürzte durch sie hinab in die Dunkelheit, halt- und orientierungslos erlag ich dem Sog der Tiefe. Merkwürdigerweise war es jedoch kein sich selbst beschleunigender Sturz. Stattdessen hatte ich schon bald den Eindruck, dass er sich abschwächte. Schließlich war es mir fast, als würde ich schweben, und am Ende hatte ich sogar das Gefühl, wieder nach oben getragen zu werden.

Tatsächlich befand ich mich kurz darauf wieder in dem Palast, aus dem ich ins Nichts gestürzt war. Erleichtert atmete ich auf und begann wieder durch die Gemächer zu schlendern. Aber seltsam: Alles sah ganz verändert aus. Die Türen hatten sich verschoben, die Räume waren mal kleiner, mal größer oder anders eingerichtet, als ich sie in Erinnerung hatte. Erstaunlicherweise kamen sie mir aber trotzdem genauso vertraut vor wie in ihrer vorherigen Gestalt. Auch hier war ich, wie ich deutlich spürte, einmal zu Hause gewesen. Es war, als hätte ich zweimal gelebt und wäre nun in mein erstes, schon früher abgelegtes Leben zurückgekehrt.

"Gesa?" flüsterte ich tonlos. Plötzlich erinnerte ich mich wieder an den Namen der vor mir stehenden Frau, die kaum merklich nickte. "Aber wie ... wie ist das möglich?" stotterte ich. "Ausgerechnet hier ... Und warum kannst du mich überhaupt sehen? Ich ... ich bin doch eigentlich gar nicht da, das heißt, ich meine ..."

Ein spöttischer Blick traf mich: "Dann sieh doch mal genauer hin ..."

Und tatsächlich: Erst jetzt, als ich die Gestalt vor mir aufmerksamer betrachtete, fiel mir auf, dass das Mondlicht geradewegs durch sie hindurchzugreifen schien. Erst jetzt erkannte ich auch, dass ihre Haare sie umflossen, als würde sie unter Wasser schweben, und dass ihr Gesicht vor meinen Augen verschwamm, als würde ich mir ihre Existenz nur einbilden. Ich begriff: Dieses Wesen war ebenso nachtgeboren wie ich, auch diese Frau war eine lebende Tote, eine Rückkehrerin in eine Welt, aus der sie längst verstoßen worden war. Wir lebten beide in derselben Zwischenwelt – nur deshalb konnte einer die Gegenwart des anderen wahrnehmen.

Wieder flog ich durch endlose Räume, erneut setzte mein Geist für ein paar zeitlose Augenblicke in ein anders Land über, in dem ich einmal zu Hause gewesen war. Ich sah mich in einer Zwei-Zimmer-Wohnung irgendwo in einer großen Stadt sitzen, umgeben von Baukastenmöbeln, Deckenflutern und schmucklosen Gardinengirlanden, dem Spiegelbild eines sich als Provisorium inszenierenden Lebens. Mittendrin, als Andeutung einer geregelten Eigenheimzukunft, ein kleiner Teddybär mit einem roten Herzchen auf den Knien.

Es ist die gemeinsame Wohnung von Gesa und mir, wir gehen beide morgens aus dem Haus und kehren abends wieder heim, gerade hat ein Schwangerschaftstest uns den Ritterschlag einer ordentlichen Familie prophezeit. Abends lümmeln wir uns zwischen Schwangerschaftsratgebern auf das Sofa und sprechen über unsere Zukunft, die sich vor uns ausbreitet wie eine weite, wohlstrukturierte Ebene.

Dann aber fressen sich ganz unerwartet Gewitterwolken in diesen ewigen Sommer. Die Firma, für die ich arbeite, wird von einem Investor übernommen, "Verschlankung" ist das Wort der Stunde, betriebsbedingte Kündigungen umwerben die Aktionäre. Die Finger zittern, wenn man in sein Postfach greift. Mein Urteil ereilt mich schließlich in Form eines Abfindungsvertrags. Der Betriebsrat empfiehlt mir, zuzustimmen, mehr habe man nicht herauschlagen können.

Von da an geht Gesa morgens allein aus dem Haus, ich putze lustlos in Ecken herum, in die ich vorher noch nie geschaut habe, koche ungenießbares Zeug – obwohl Gesa mir mit

heroischer Selbstüberwindung versichert, es schmecke köstlich – und stopfe Kleider in die Waschmaschine, die noch gar nicht dreckig sind. Die Bewerbungen, die ich natürlich dutzendweise schreibe, kommen – wenn überhaupt – ungelesen, bestenfalls von einem standardisierten Ablehnungsschreiben begleitet, zurück.

Irgendwann fülle ich dann auf meinem wöchentlichen Lottoschein einen zweiten, einen dritten, schließlich alle verfügbaren Kästen aus, ich werde zum Systemspieler – es muss doch möglich sein, das Glück zu erzwingen! Als das nicht zum Erfolg führt, fange ich an, ins Casino zu gehen, natürlich tagsüber, damit Gesa nichts davon mitbekommt. Nicht lange, und meine gesamte Abfindung ist aufgebraucht. Daraufhin besorge ich mir einen Kredit, offiziell für Renovierungsarbeiten, in Wahrheit als Startkapital für eine lange Glückssträhne – aber dann verspiele ich das ganze Geld an einem einzigen Vormittag.

Gesa macht mir keine Vorwürfe, wie auch, sie weiß ja nichts von meinem ruinösen Zeitvertreib, und an meiner Entlassung trifft mich keine Schuld. Dennoch spüre ich, wie sie sich nachts schlaflos hin und her wälzt, und das nicht nur wegen der üblichen Schwangerschaftsübelkeit. Sie weiß zwar, dass man ihr während der Schwangerschaft nicht kündigen kann. Allerdings hat sie nur einen befristeten Vertrag, und sie ist sich sehr wohl im Klaren darüber, dass man diesen einer Mutter mit Kleinkind kaum verlängern wird.

Die Zukunft, eben noch so klar und unbefleckt, hatte sich auf einmal zu einem dunklen Tunnel verengt, von dem niemand sagen konnte, wohin er führte.

In dieser Situation entdeckte ich eines Morgens eine Anzeige in der Zeitung: "Wissenschaftler sucht Versuchspersonen für Experiment. Erstklassige Verdienstmöglichkeiten!" Als Kontaktadresse wurde ein privates Forschungsunternehmen genannt, das sich "Visions for Humanity" nannte. Zugegeben – das klang zunächst einmal nicht sehr seriös. Teilnehmern an wissenschaftlichen Experimenten wird sonst ja allenfalls ein Taschengeld gezahlt, als symbolisches Schulterklopfen für die ehrenamtliche Unterstützung der Forschung. Andererseits: Was hatte ich schon groß zu verlieren?

Ohne Gesa etwas davon zu erzählen, wählte ich die angegebene Nummer und vereinbarte für den folgenden Tag einen Termin. Am nächsten Morgen stand ich dann pünktlich um neun Uhr morgens in einer Empfangshalle mit weiß glänzenden Wänden. Die antipetische Ausstrahlung eines Forschungslabors verband sich darin mit der Beschwörung einer durch weltverändernde Erkenntnisse zu erzwingenden Tabula rasa, der empirisch abgesicherten Umdeutung aller Deutungen und Umwertung aller Werte. Dem entsprachen

auch die Bilder an den Wänden: resolute Striche, dynamische Wellenlinien, Quader, die sich aus einer stilisierten Ursuppe lösten. In der Mitte prangte in einem feuerroten Kreis das Unternehmenslogo: ein H, aus dessen oberer Hälfte sich das V wie ein himmelstürmendes Victory-Zeichen erhob.

Hinter einer Bürotür begrüßte mich das professionelle Lächeln einer Vorzimmerdame: "Herr Doktor France erwartet Sie schon."

Tatsächlich sprang im Nebenraum jemand wie angeknipst hinter seinem Schreibtisch hervor, sobald ich das Zimmer betrat, und reichte mir die unternehmungslustige Hand. Es war, als gingen Stromstöße von ihr aus. "Pierre France", begrüßte er mich, indem er mir seinen Namen wie einen Schlachtruf entgegenschleuderte. "Und Sie müssen Herr Ahmedis sein – richtig?"

Seine Haare gefielen sich in koketter Unordnung, unter dem glatt rasierten Kinn umspannte eine grellbunte Fliege den Kragen eines Hemdes, aus dem sie alle Farben herausgesogen zu haben schien. Energiegeladen funkelten seine Augen mich an: "Schön, dass Sie so schnell kommen konnten. Setzen wir uns doch!"

Er rollte seinen Bürostuhl um den Schreibtisch herum und setzte sich direkt neben mich. Das wirkte auf mich ein wenig aufdringlich, hatte zugleich aber auch etwas Konspiratives. Offenbar wollte er für das folgende Gespräch eine Atmosphäre des Vertrauens schaffen. "Um gleich zur Sache zu kommen", begann er ohne Umschweife; "darf ich Sie zunächst fragen, was Sie dazu bewogen hat, sich bei uns zu melden?"

"Ich bin momentan arbeitslos", gestand ich kleinlaut.

"Das ist ja ganz hervorragend!" begeisterte sich der quirlige Mann – um dann, als er meinen konsternierten Blick sah, entschuldigend hinzuzufügen: "Ich meine natürlich: hervorragend für das Experiment, an dem Sie teilnehmen wollen. Dafür ist die Frage der Verfügbarkeit unserer Probanden nun einmal ganz entscheidend. Deshalb ist es wichtig, dass die Versuchsteilnehmer nicht anderweitig gebunden sind – auch wenn Arbeitslosigkeit für die Betroffenen ein persönliches Unglück darstellen mag." Er sah mich aufmunternd an: "Aber genau das wollen wir ja mit unserem Experiment überwinden!"

"Das Experiment greift in meine persönliche Situation ein?" fragte ich misstrauisch.

"Ich weiß, ich drücke mich mal wieder schrecklich nebulös aus", entschuldigte sich Dr. France augenzwinkernd. Dabei erhob er sich ruckartig von seinem Stuhl und verkündete mit ausladender Geste, ein wenig wie ein Schausteller auf dem Jahrmarkt: "Wissen Sie was? Ich

zeige Ihnen jetzt erst einmal, worum es bei dem Experiment eigentlich geht. Wenn Sie keine vernünftige Vorstellung davon haben, bewegt sich unser Gespräch doch sozusagen im luftleeren Raum."

Damit ging er zu seinem Computer, scrollte sich durch seine Dateien und klickte eine davon an. Als er den Bildschirm zu mir umdrehte, ploppte ein Video auf. Ich sah Affen in einem großen Käfig, offenbar Schimpansen, Bananen essend, spielend, kopulierend.

"Versuchen Sie doch mal herauszufinden, welches das Alpha-Tier in der Gruppe ist", forderte Dr. France mich auf, indem er sich wieder neben mich setzte.

Die Aufgabe war nicht schwer zu lösen. Auch wenn ich die Affen anfangs nicht gut auseinanderhalten konnte, war doch nicht zu übersehen, dass stets einer von ihnen den Vortritt hatte, wenn es darum ging, wer zuerst fressen, mit einem attraktiven Spielzeug hantieren oder das begehrteste Weibchen in der Gruppe begatten durfte. Ich wies mit dem Finger auf das entsprechende Tier. "Das hier ist der Anführer, denke ich."

Dr. France nickte befriedigt. "Und jetzt suchen Sie mal dasselbe Tier auf diesem Video hier", bat er mich. Er rief eine weitere Filmsequenz auf, in der ich jedoch den dominanten Affen aus dem ersten Video nicht ausmachen konnte. Auffallend war nur, dass einer der Schimpansen die ganze Zeit über verschüchtert in der Ecke saß, während die anderen aßen, herumtollten oder einander lausten.

"Sind Sie sicher, dass das Alpha-Männchen in dem Film überhaupt zu sehen ist?" fragte ich ratlos.

"Schauen Sie sich den Schimpansen in der Ecke einmal genauer an", riet mir Dr. France.

Und tatsächlich: Jetzt, wo ich ihn eingehender betrachtete, erkannte ich, dass es dasselbe Tier war wie das, das in dem ersten Video so dominant aufgetreten war. "Da müssen wohl irgendwelche Rangkämpfe stattgefunden haben", sinnierte ich.

Dr. France lachte triumphierend auf. "Das war gar nicht nötig", korrigierte er mich. "Es musste nur ein kleiner Schalter im Gehirn umgelegt werden."

Ich sah ihn verständnislos an: "Was soll das heißen?"

Die Spinnenarme hinter dem Kopf verschränkend, lehnte der hagere Mann sich in seinem Stuhl zurück. "Das heißt", dozierte er, "dass es mir in langjähriger Forschungsarbeit gelungen ist, einen Stoff zu isolieren, der es erlaubt, biochemische Vorgänge im Gehirn auf ganz bestimmte Weise zu beeinflussen. Jemand, bei dem man die hirnpfysiologischen Prozesse damit steuert, ist hinterher so stark von den eigenen Fähigkeiten überzeugt, dass er

diese unweigerlich in der eigenen Gruppe zum Tragen bringen wird. Diese Entdeckung hat zu der Entwicklung eines Präparats geführt, das sich – wie Sie selbst gesehen haben – im Tierversuch als äußerst wirksam erwiesen hat. Für die Marktreife fehlen uns nun aber noch Experimente mit menschlichen Probanden."

"Ich weiß nicht", erwiderte ich zögernd, dem erwartungsvollen Blick des neben mir Sitzenden ausweichend. "Bei Affen mag so etwas ja funktionieren. Aber das menschliche Zusammenleben ist doch viel komplexer ... Was nützt mir beispielsweise das schönste Selbstvertrauen, wenn irgendein Investor meine Firma aufkauft und mich auf die Straße setzt? Dagegen kann doch auch der unumstößlichste Glaube an die eigenen Fähigkeiten nichts ausrichten."

Dr. France lächelte überlegen. "Das ist eben die entscheidende Frage", entgegnete er. "Könnte es nicht sein, dass Sie Ihren Vorgesetzten durch Ihren mangelnden Glauben an sich signalisiert haben, dass Sie nicht unverzichtbar sind – und dass dann in einer sich selbst verstärkenden Abwärtsspirale die tatsächliche Erfahrung, dass man ohne Sie auskommt, Ihr Selbstwertgefühl weiter geschwächt hat?"

"Wollen Sie damit etwa sagen, dass ich an meinem Rauswurf selbst schuld bin?" empörte ich mich.

"Nein, durchaus nicht", wiegelte Dr. France ab. "Ich wollte nur darauf hinweisen, dass wir es hier mit einer Henne-Ei-Problematik zu tun haben: Wir können einfach nicht genau wissen, was zuerst da war: ihr mangelnder Glaube an sich oder die Zurückweisung, die Sie erfahren haben. Fakt ist jedoch: Auf äußere Geschehnisse, wie beispielsweise Umstrukturierungen in einem Unternehmen, hat ein Einzelner in der Tat nur geringen Einfluss – auf sein eigenes Verhalten und das Selbstbild, das dieses steuert, dagegen schon. Deshalb setzen wir mit dem von uns entwickelten Präparat eben hieran an."

Dr. France sah mich durchdringend an. Instinktiv mied ich seinen Blick, denn es war mir nun fast, als ginge von diesem ein Hypnosesog aus, dem ich mich nicht würde entziehen können. Der Druck, mich zu dem Experiment äußern zu müssen, lastete schwer auf mir. Das Ganze war mir ausgesprochen unangenehm, ja fast schon unheimlich. Am liebsten wäre ich einfach kommentarlos gegangen, und ich weiß auch gar nicht mehr, was mich davon abgehalten hat, das zu tun. Wahrscheinlich eine Mischung aus anerzogener Höflichkeit und der Furcht vor diesem koboldhaften Wesen, dessen Verhalten mir unberechenbar erschien.

Da kam mir plötzlich ein Einwand in den Sinn, der, wie ich meinte, die Grundannahmen, auf denen das ganze Forschungsprojekt fußte, erschüttern musste. Ich richtete mich auf und gab mit fester Stimme zu bedenken: "Wenn die biochemischen Veränderungen, die durch das Präparat ausgelöst werden sollen, wirklich jeden zum Alpha-Tier in seiner Gruppe prädestinieren – wäre dann das zwischenmenschliche Zusammenleben nicht zum Scheitern verurteilt, sobald jeder das Mittel einnimmt? Eine Gesellschaft von Alpha-Tieren müsste doch entweder in einem Kriegszustand versinken, oder es gäbe doch wieder einige, die dominanter als andere auftreten und sich gegen ihre Mitmenschen durchsetzen."

Aber es gelang mir nicht, meinen Gesprächspartner mit diesem Argument aus der Fassung zu bringen. Mit einem überlegenen Lächeln entkräftete er es: "Aber mein lieber Herr Ahmedis, ich habe doch keineswegs behauptet, dass jeder mit dem von mir entwickelten Präparat zu einem Alpha-Tier wird. Das Mittel führt lediglich dazu, dass man an sich glaubt und die eigenen Fähigkeiten in seiner Gruppe zur Geltung bringen kann. Das muss nicht unbedingt mit Dominanz über andere einhergehen. Außerdem ist es durchaus denkbar, dass einige Menschen besser als andere auf das Präparat ansprechen. Das ist sicher auch eine Frage der Interaktion des Stoffes mit der genetischen Disposition des Betreffenden."

Dem wusste ich nichts entgegenzusetzen. Es war naiv von mir gewesen, anzunehmen, dass der große Experimentator die Konsequenzen der Verbreitung seines Präparats nicht durchdacht hätte. Weitere Finten, mit denen ich mich vor einer Entscheidung über meine Teilnahme an dem Projekt hätte drücken können, fielen mir aber auf die Schnelle nicht ein. Betreten schaute ich auf meine Füße und knetete meine Finger.

Großmütig half Dr. France mir aus meiner Verlegenheit. "Sie müssen sich übrigens keineswegs unter Druck gesetzt fühlen", beruhigte er mich. "Selbstverständlich bekommen Sie ausreichend Zeit für Ihre Entscheidung! Mangelnde Überzeugung von dem Projekt könnte schließlich auch die Aufnahme des Mittels durch Ihren Organismus erschweren. Ich gebe Ihnen jetzt einfach mal unseren Standardvertrag für Versuchspersonen – den können Sie sich in Ruhe durchlesen und sich dabei alles noch einmal gründlich durch den Kopf gehen lassen. Wenn Sie Fragen haben, stehe ich Ihnen natürlich jederzeit zur Verfügung. – Warten Sie ... Wo habe ich denn gleich ... Ah, da ist er ja!"

Er zog aus dem Papierberg auf seinem Schreibtisch eine Mappe heraus, die er mir mit einem aufmunternden Augenaufschlag überreichte. Sie war so dick, dass ich zunächst

dachte, sie enthielte noch andere Unterlagen – Werbeprospekte etwa, zusätzliche Informationen über das Unternehmen oder Forschungsberichte. Zu meinem Verdruss musste ich jedoch feststellen, dass sie aus einem 20-seitigen Vertragswerk bestand, das dazu noch in kleiner Schrift und in einer für mich unverständlichen Fachsprache abgefasst war. Erschwerend kam hinzu, dass ich in der Nacht davor kaum geschlafen hatte. Gesa und ich hatten uns gegenseitig um den Schlaf gebracht: Immer wenn der eine gerade am Einschlafen war, hatte der andere sich unruhig hin und her geworfen.

So kam ich kaum über die erste Seite des Vertragsepos hinaus. Die Zeilen verschwammen vor meinen Augen, meine Lider wurden immer schwerer – und am Ende bin ich wohl tatsächlich in einer Art Halbschlaf versunken. Mir war, als würde der Forscherkobold mir gegenüber, der unablässig in seinen Papieren blätterte, wobei er immer wieder aufsprang und sich etwas aus dem Regal holte, sich plötzlich auf geheimnisvolle Weise vervielfältigen. Aha, dachte ich, noch so eine bahnbrechende Entdeckung, Spontanklonung, sehr nützlich – aber doch auch etwas lästig, korrigierte ich mich, denn auf einmal fühlte ich mich von einer ganzen Horde affenähnlicher Trolle umringt, sie stießen spitze Schreie aus und vollführten seltsame Bocksprünge, mit denen sie mir mal bedrohlich nahe kamen und mich mal in einiger Entfernung umtanzten, ohne mich allerdings je aus ihrer Mitte zu entlassen. Schlagartig erkannte ich: Ich war so etwas wie ein Opfertier für sie, ihr Tanz war eine Art Ritus, mit dem sie sich meine Lebenskraft anverwandeln wollten.

Beinahe wäre ich vom Stuhl gefallen. Ich konnte mich gerade noch rechtzeitig abfangen, schüttelte mich, riss ruckartig die Augen auf – und blickte geradewegs in das Gesicht von Dr. France, der mich mit einem sezierenden Blick beobachtete. "Nun?" fragte er, als hätte er meinen kleinen Schwächeanfall gar nicht bemerkt. "Gibt es noch offene Fragen?"

Ob es noch Fragen gab? Aber ja, natürlich gab es noch Fragen! Es gab sogar nichts anderes als Fragen – oder hatte ich etwa schon irgendeine Antwort erhalten, die diese Bezeichnung verdient hätte? Ich war nahe daran, meinem Ärger Luft zu machen. Aber wieder gelang es dem erfahrenen Kommunikator, den in mir aufsteigenden Unmut im Keim zu ersticken: "Natürlich brauchen Sie jetzt nicht gleich den ganzen Vertrag durcharbeiten", beruhigte er mich. "Vieles von dem, was da drin steht, mussten wir aus rein formalen Gründen in den Text aufnehmen. Sie wissen ja, wie das ist: Gesetzesvorschriften, Datenschutzbestimmungen, Sonderfälle – die Juristen sichern sich eben immer nach allen Seiten ab. Wirklich wichtig sind im Grunde nur die erste und die letzte Seite."

Derart ermutigt, nahm ich den Vertrag noch einmal zur Hand. Auf Seite 1 las ich: "Die unterzeichnende Person erklärt hiermit ihre Bereitschaft zur Teilnahme an einem Experiment des Unternehmens *Visions for Humanity* (nachfolgend 'VH' genannt). Sie versichert, über Details und Aufbau des Experiments hinreichend aufgeklärt worden zu sein. Des Weiteren stimmt die Versuchsperson für die Dauer des Experiments der Implantation eines Chips in ihr Gehirn zu, mit dem die Auswirkungen des verabreichten Präparats kontrolliert werden sollen. Nach ihrem Tod übereignet die Versuchsperson ihren Körper dem Auftraggeber, damit dieser ihn auf biochemische Veränderungen untersuchen kann."

Gerade der letzte Satz hatte etwas Beunruhigendes für mich. Dunkle Erinnerungen an Verträge, die mit dem eigenen Blut besiegelt werden, stiegen in mir auf. Einmal mehr verspürte ich den starken Impuls, alles stehen und liegen zu lassen und mich aus dem Staub zu machen. Dann aber fiel mein Blick auf die letzte Seite: "VH sichert der unterzeichnenden Person eine ihren Fähigkeiten entsprechende gesellschaftliche Position und eine ihre Leistungen vollumfänglich berücksichtigende Entlohnung zu. Für den Fall, dass VH dieser Verpflichtung nicht nachkommt, wird der Versuchsperson ein außerordentliches Kündigungsrecht zugebilligt. Unabhängig davon hat die unterzeichnende Person das uneingeschränkte Recht, innerhalb von zwei Wochen, gerechnet vom Tag des Inkrafttretens der Vereinbarung an, von dem Vertrag zurückzutreten. In diesem Zeitraum von VH bezogene Leistungen sind dann zurückzuerstatten."

Diese Zeilen schienen mir einen Ausweg aus meiner bedrängten Lage aufzuzeigen. Denn wenn, so sagte ich mir, das Unternehmen seine unrealistischen Versprechungen nicht einhalten sollte, könnte ich meine Zustimmung zu dem Experiment ja jederzeit widerrufen. Und falls ich daheim, ohne diesen bohrenden, lauernden Blick auf mich gerichtet zu fühlen, meine Einwilligung bereuen sollte, würde ich sie eben notfalls noch am selben Tag zurückziehen. Fürs Erste schien es mir aber das Beste zu sein, den Vertrag zu unterschreiben. So würde ich ohne lästige Diskussionen diesen Ort verlassen können, an dem ich die ganze Zeit über das Gefühl hatte, unkontrollierbaren Einflüssen ausgesetzt zu sein.

Das Seltsame ist nur: Sobald ich meine Unterschrift unter das Dokument gesetzt hatte, war es, als hätte ich die Tür zu meinem bisherigen Leben zugeschlagen. Auch als ich auf dem Friedhof daran zurückdachte, war das Letzte, was ich vor mir sah, das zufriedene, fast schon wollüstige Grinsen von Dr. France. Alles Weitere versank in undurchdringlicher Finsternis. Es war, als hätte ich mich durch die Unterschrift von mir selbst abgekoppelt. Ich war nicht nur

aus meinem eigenen Leben ausgetreten – auch die Fenster, durch die ich von außen in es hineinzuspähen versuchte, blieben blind.

Hilfesuchend sah ich zu Gesa herüber. Für einen Augenblick fürchtete ich, auch ihre durchscheinende, den Launen des Mondlichts ausgelieferte Gestalt könnte sich vor meinen Augen verflüchtigen. Aber ihre Stimme überzeugte mich davon, dass ich hier den Zipfel einer – wenn auch brüchigen – Realität erhascht hatte. "Du kannst dich nicht mehr daran erinnern, was nach der Vertragsunterzeichnung mit dir passiert ist – richtig?" fragte sie mitfühlend.

Ich nickte schwerfällig: "Ja, aber ... woher weißt du ... warum ...?"

Ihr bislang so verschleiert wirkender Blick blitzte auf einmal mit der Kraft eines Katzenauges vor mir auf. "Weil ich dasselbe durchgemacht habe wie du", unterbrach sie mich.

Für einen kurzen Moment versank jeder von uns schweigend in dem Abgrund seines verlorenen Lebens. Dann berichtete Gesa mir tonlos, wie es ihr damals ergangen war: "Als du an jenem Tag nicht nach Hause gekommen warst, war mir sofort klar, dass dir etwas zugestoßen sein musste. Es war einfach nicht deine Art, so ohne jeden Anruf, ohne die kleinste Notiz auf dem Küchentisch wegzubleiben. Und dann warst du ja auch komplett unerreichbar für mich: Dein Handy war völlig tot, noch nicht mal die Mailbox ist angesprungen. Ich war so beunruhigt, dass ich jeden angerufen habe, der auch nur im Entferntesten etwas mit dir zu tun hatte: Bekannte, Freunde, ehemalige Arbeitskollegen, deine Patentante, natürlich auch deinen Vater, obwohl ich ja wusste, dass du ihn schon seit mehreren Wochen nicht mehr besucht hattest und er deshalb kaum mehr über deinen Verbleib wissen konnte als ich.

Niemand hatte auch nur die leiseste Idee, wo du abgeblieben sein könntest, alle fanden dein Verschwinden genauso beunruhigend wie ich. Das hat mich natürlich noch bestärkt in meiner Sorge um dich. Also bin ich gleich am nächsten Tag zur Polizei gegangen und habe eine Vermisstenanzeige aufgegeben.

Volle zwei Monate hat es danach gedauert, bis eine Spur von dir aufgetaucht ist. Da hattest du schon eine Anstellung bei einem Theater in einer ganz anderen Stadt gefunden, und dort hatte ein Zuschauer dein Foto auf einer Vermisstenanzeige erkannt. Ausgerechnet beim Theater! Wo du doch sonst immer ein leidenschaftlicher Verächter des bürgerlichen Kulturgenusses gewesen warst! Aber in dem Moment war mir das alles ganz egal, ich habe mir gar keine Gedanken darüber gemacht. Ich war einfach nur froh, dass du keinem

Verbrechen zum Opfer gefallen warst und man dich endlich gefunden hatte. Noch am selben Tag habe mich in den Zug gesetzt und bin dir nachgereist.

Während der Zugfahrt hatte ich dann zwar genug Zeit, über dein Verhalten nachzudenken. Ich weigerte mich jedoch, darin einen Vertrauensbruch zu sehen. Vielleicht, sagte ich mir, wolltest du mich ja mit einem radikalen Neuanfang überraschen, womöglich hattest du auch durch einen Unfall oder ein anderes traumatisches Ereignis dein Gedächtnis verloren – so etwas sollte ja vorkommen.

Abends, kurz vor der Vorstellung, habe ich dich dann endlich wiedergesehen – du warst gerade dabei, die Straße vor dem Theater zu überqueren. Auf dem Mittelstreifen musstest du kurz anhalten und bist dann geradewegs auf den Künstlereingang zugelaufen, wo ich auf dich gewartet habe. Ich war so voller Freude und Erleichterung, dass ich einfach auf dich zugerannt bin und dir um den Hals fallen wollte, so wie früher, wenn wir uns mal längere Zeit nicht gesehen hatten.

Kurz bevor ich dich erreicht hatte, haben sich dann aber unsere Blicke getroffen – und da bin ich augenblicklich stehen geblieben. Deine Augen waren so kalt, so gleichgültig, du hast mich völlig interesselos angesehen, als wäre ich irgendeine x-beliebige Fremde für dich. Als ich dich angesprochen habe, hast du schlicht geleugnet, mich zu kennen. Und was das Schlimmste war: Ich hatte noch nicht einmal den Eindruck, du würdest mir etwas vormachen. Offenbar konntest du dich wirklich nicht mehr an mich erinnern. Ich konnte so viel auf dich einreden, wie ich wollte – ich war und blieb eine Fremde für dich.

An einem der nächsten Tage habe ich dann Post von einem Anwalt erhalten: die Scheidungspapiere. Das Seltsame daran war, dass du die Kanzlei anscheinend nicht selbst mit dem Fall beauftragt hattest. Stattdessen lag dem Schreiben eine Vollmacht eines Unternehmens namens *Visions for Humanity* bei, in der du diesem das Recht einräumst, die Scheidung für dich in die Wege zu leiten. Der Name des Unternehmens kam mir irgendwie bekannt vor. Nach einigem Hin- und Her-Überlegen und Herumkramen ist mir auch wieder eingefallen, woher ich ihn kannte: Er tauchte in einer Anzeige auf, die du kurz vor deinem Verschwinden in der Zeitung angestrichen hattest. Ich konnte mich daran noch erinnern, weil mir der Anzeigentext schon damals suspekt vorgekommen war.

Die Zeitung lag noch unter den anderen Tageszeitungen, die ich seit deinem Weggang fein säuberlich in der Küchenecke aufgetürmt hatte – als hättest du nach deiner Rückkehr nichts Besseres zu tun, als dich durch die abgestandenen Nachrichten von vorgestern zu

wühlen. Sobald ich die Anzeige gefunden hatte, vereinbarte ich einen Termin mit diesem obskuren Unternehmen. Ich war nun überzeugt davon, dass dort der Schlüssel für deine seltsame Veränderung zu suchen war.

Tja, und dann habe ich den entscheidenden Fehler begangen: Um herauszufinden, was mit dir passiert war, warum du mir plötzlich wie einer Fremden gegenübergetreten bist, habe ich eingewilligt, selbst an diesem verhängnisvollen Experiment teilzunehmen. Mein Plan war, mich nur zum Schein darauf einzulassen und dann sozusagen verdeckt zu ermitteln. Aber das war natürlich eine fatale Selbstüberschätzung. Sobald ich diesem Forscher-Gnom gegenüber saß, kam mir das Experiment plötzlich selbst ganz reizvoll vor. Mein ursprüngliches Vorhaben, dich durch meine Teilnahme daran zu retten, diente mir nun nur noch als Vorwand, um meiner Abenteuerlust nachgeben zu können. Die Folge war, dass ich, anstatt dich zurückzugewinnen, auch mich selbst verloren habe."

An dieser Stelle brach Gesa ihren Bericht abrupt ab. So wirkte das Rascheln des Windes, der gelangweilt an den absterbenden Blättern zupfte, auf einmal unnatürlich laut. Einen Moment lang dachte ich tatsächlich, es wäre noch jemand anderes anwesend. Unwillkürlich senkte ich daher meine Stimme, als ich fragte: "Und ... unser Kind?"

"Ungeschehen", erwiderte Gesa, ohne mich anzusehen. "Nie gewesen. Ebenso unlebendig, wie wir zwei untot sind." Erschöpft setzte sie hinzu: "Offensichtlich ist sich dieser Experimentierteufel nicht sicher, wie sein Mittel wirkt, wenn es sich auf Nachkommen der Versuchspersonen überträgt. Vielleicht gibt es ja auch irgendwelche Vorschriften, die es untersagen, so ein Präparat an zeugungsbereiten Personen zu erproben. Jedenfalls scheint den Teilnehmern an dem Experiment zusammen mit dem Versuchsstoff etwas injiziert zu werden, das sie vom anderen Geschlecht fernhält. Anders kann ich mir nicht erklären, warum mir der Kontakt mit Männern von einem Tag auf den anderen so zuwider war wie früher die Begegnung mit Giftschlangen oder Kakerlaken. Und dieser Widerwille hat sich dann eben auch auf die Frucht in meinem Leib übertragen, die ja eine direkte Folge des Kontakts mit der plötzlich so verabscheuten Spezies war."

Der Wind hatte sich gelegt, es war nun ganz still um uns her. Über den Gräbern hatten die Tautropfen sich zu einem dünnen Nebelteppich verknüpft. Nach einer Weile stellte ich die Frage, die mir schon die ganze Zeit auf der Zunge lag: "Warum bist du eigentlich noch einmal zurückgekehrt?"

Ich sah Gesa erwartungsvoll an, aber sie schien keine Eile zu haben, mir zu antworten. Geistesabwesend starrte sie Löcher in den dichter werdenden Nebel. Schließlich erklärte sie: "Ich hatte einfach das Gefühl, dass mir mein Leben gestohlen worden war. Seit ich wieder in der Welt bin, weiß ich, dass das mit dem unglückseligen Experiment zusammenhängt. Unmittelbar nach meinem Tod hatte ich aber den Eindruck, betrogen worden zu sein, auf die Art meines Ablebens zurückgeführt. Obwohl man mir nämlich einen natürlichen Tod bescheinigt hatte, wusste ich doch ganz genau, dass ich vergiftet worden war."

"Wie bitte?" rief ich aus. "Du auch?"

"Was soll das heißen – du auch?" fragte Gesa ebenso erstaunt zurück. "Willst du damit etwa sagen, dass dir dasselbe passiert ist wie mir?"

Ich nickte, obwohl ich in Gedanken längst woanders war: Wenn wir beide kurz nacheinander vergiftet worden waren, und das auch noch jeweils mit einem nicht nachweisbaren Gift, so konnte das kein Zufall sein. Vielmehr lag es nahe, dass die Morde in direkter Beziehung zu unserer Teilnahme an dem Experiment standen. Wollten wir herausfinden, warum man uns demnach gewissermaßen gleich zweimal das Leben genommen hatte, mussten wir folglich an den Ort zurückkehren, wo das Unglück seinen Lauf genommen hatte.

Eine Kirchturmglöcke schwang sich durch meine Gedanken: Mitternacht. Unwillkürlich fragte ich mich, wo ich eigentlich übernachten sollte. Erst dann bemerkte ich, dass ich nicht die geringste Spur von Müdigkeit empfand. Offenbar war Schlaf in meiner neuen Existenzform nicht vorgesehen. Angesichts der knapp bemessenen Zeit, die mir für die Rückkehr in die Welt gewährt worden war, hätte ich mich darüber eigentlich freuen müssen. Stattdessen verspürte ich jedoch bei dem Gedanken, vier Wochen lang rastlos durch die Welt streifen zu müssen, einen Überdruß, den auch der tiefste Schlaf nicht hätte heilen können.

Vor allem änderte die fehlende Müdigkeit nichts an dem unbestimmten Wunsch, irgendwohin heimzukehren. Aber wohin hätte ich denn gehen sollen? Lag mein Zuhause jetzt nicht eher zwischen den Erdklumpen auf den frisch ausgehobenen Gräbern, wo die Regenwürmer wie kleine Höhlendelfine immer wieder in die Erde ein- und wieder aus ihr auftauchten? Zwischen dem modrigen Laub, das sich allmählich wieder zu Erde zerteilte?

Ein ferner Widerhall des Trostes, den menschliche Wärme mir früher gespendet hatte, streifte mich. Es war nur eine ganz schwache Empfindung, eine Erinnerung an eine

Erinnerung, aber sie veranlasste mich doch dazu, meine Hand nach der Gesas auszustrecken. Ich spürte keine Berührung, nicht das vertraute Anklopfen der eigenen Haut an den fremden Körper, aber ich hatte doch ein klares Bewusstsein davon, dass meine Fingerspitzen auf die Gesas trafen. Oder vielmehr: Sie wucherten in die fremde Existenz hinein, sie durchdrangen deren Raum, wie ich von diesem durchdrungen wurde, ohne dass wir dadurch doch die Leere, die uns beide ausfüllte, hätten überwinden können. Es war, als würde eine Windböe durch einen Raum mit weit geöffneten Fenstern fegen. Erschrocken zog ich meine Hand zurück.

Ein wissender Blick traf mich. "Komm", forderte Gesa mich auf. "Nutzen wir die Zeit, die wir nicht haben!" Und ohne dass wir uns über unser Ziel verständigen mussten, brachen wir auf zu dem einzigen Ort, an dem es für uns noch eine Art von Zuhause gab – wenn es auch nur das Zuhause unseres Todes war.